

Lehre als intellektuelle Partnerschaft:

Die hohe Auszeichnung des Ars Legendi ist eine Anerkennung für die Arbeit eines Teams, einer großen Gruppe von Menschen an der Dortmunder Amerikanistik, die an dem Konzept der interkulturellen Lehre über viele Jahre gearbeitet haben. Dies geschah in enger Kooperation von Lehrenden und Studierenden: Ohne deren enthusiastische Mitarbeit in Lehrveranstaltungen, die besonderes Engagement erforderten, wäre dies nicht möglich gewesen wäre. Dabei handelt es sich vor allem um die Studierenden der zwei Studiengänge Anglistik/Amerikanistik und Angewandte Literatur-, Kultur- und Sprachwissenschaften. Die Nominierung durch die Fachschaften dieser Studiengänge hat die Dortmunder Amerikanist/innen daher besonders gefreut. Gemeinsam mit der Rektorin unserer Universität, Ursula Gather, versuche ich als Prorektor nun das, was wir im Kleinen im Fach erreicht haben, nun in die Universität als Ganzes zu tragen. Durch den Preis des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft und der Hochschulrektorenkonferenz werden wir in unserem Vorhaben, diese strukturbildende Erweiterung zu verwirklichen, bestärkt.

Die Entwicklung unseres Modells ist eine logische Konsequenz aus den Forderungen nach einer umfassenden Internationalisierung der Hochschule. Diese darf sich nicht auf quantitative Indikatoren beschränken; die Zahl der Austausch- und Regelstudierenden im Incoming- und Outgoing-Bereich kann nicht alleiniges Kriterium für Internationalisierung sein. Es geht auch und vor allem darum, die

internationalen und interkulturellen Ressourcen des Campus im Sinne einer umfassenden „Internationalization at Home“ zu nutzen und noch mehr darum, Lehrveranstaltungen und Curricula zu internationalisieren.

In unseren „Intercultural Classrooms“ lernen Studierende verschiedener kultureller Herkunft voneinander und miteinander. Dortmunder und U.S.-amerikanische Austauschstudierende lesen gemeinsam deutsche und amerikanische Ethnokrimis, untersuchen Hip-Hop im transatlantischen Kontext oder stellen türkisch-deutsche neben hispanisch-amerikanische Literatur. Sie analysieren den Stellenwert deutscher Kultur in der amerikanischen, vergleichen Probleme des deutschen und des amerikanischen Gesundheitswesens oder untersuchen die Figur Arnold Schwarzeneggers als Bodybuilder, Schauspieler und Politiker zwischen Europa und den Vereinigten Staaten.

In jedem Fall bringen die internationalen Lerngruppen ihr je eigenes kulturelles Gepäck in diesen „Intercultural Classroom.“ Sie integrieren ihr Wissen, ihre spezifische Erfahrung und ihre besonderen Geschichten in diese Lehrveranstaltungen. Ihre Präsenz eröffnet der Lehre zusätzliche Möglichkeiten. Die internationalen Studierenden stellen intellektuelle und kulturelle Ressourcen, nicht Hindernisse dar. Und das bei weitem nicht nur in den Geistes- und Kulturwissenschaften, wie etwa das Beispiel von „Culture and Technology“ in Dortmund zeigt, einer kulturwissenschaftlich-sprachpraktischen Veranstaltung für den Maschinenbau unter Einbezug von Austauschstudierenden.

Perspektivisch sind wir dabei, diese Erfahrungen auf die große Zahl von Dortmunder Studierenden mit anderem ethnischen Hintergrund zu erweitern – ob türkischer, russischer, italienischer oder anderer Herkunft. „Diversity“ erfordert auch eine neue Hochschullehre und nicht nur das, was oft unter „Diversity Management“ missverstanden wird. Andersheit bereichert nicht nur Campus und Mensa, sondern auch unsere Lehrveranstaltungen und unsere Wissenschaftskulturen.

Der Weg zu diesem Projekt führte über ein Verständnis von Lehre und Lernen als kommunikativem Erlebnis, ja als Dialog, im Sinne von Martin Buber. Als Modell eines studierendenzentrierten Handelns wird heute gerne die Beziehung von Kunden und Verkäufern genannt. Das scheint im Zeitalter der Studiengebühren zunächst gerechtfertigt zu sein: Angebot und Nachfrage regeln das Verhältnis von Universität und Professor/innen einerseits und Studierenden andererseits. Die Gültigkeit dieses Bilds ist jedoch fragwürdig. Die globale Finanzkrise oder die telefonischen Endlosschleifen beim Konsumenten“service“ weisen auf die Brüchigkeit der Metapher. Und auch ein emanzipatorisch klingendes Wort wie Studierendenzentriertheit ist problematisch, denn es verläuft nur in einer Richtung und stellt keinen Dialog dar. Die Verschiebung der Lehre von *teaching* zu *learning* stärkt nicht automatisch die Position der Studierenden. Allzu oft werden sie beim *learning* alleingelassen, wie die Kunden eines Möbelherstellers mit ihren Schrauben und Muttern und Anleitungen ohne Worte.

Dialog erfordert, wieder nach Martin Buber, vertrauensvollen Austausch, Öffnung, zwischen Du und Ich, zwischen Wir und Ihr. Die Zwiesprache, das dialogische Prinzip, der Perspektivenwechsel sind es, die unserer Meinung nach das Wesen der Beziehung von Studierenden zu Lehrenden und von Studierenden untereinander ausmachen und deshalb sehen wir gerade die Aufgabe des internationalen Bildungsaustauschs mit William Fulbright vor allem als Fähigkeit, verstehen zu lernen, die Welt so zu sehen, wie die jeweils anderen sie wahrnehmen.

Eine solche Zwiesprache, die im Sinne Bubers existentiell ist, ist nur zwischen Menschen möglich, die einander in einem Raum *gegenüber* sitzen und damit *begegnen*. Die Fähigkeit vieler Kolleg/innen, den technischen Fortschritt in die universitäre Lehre einzubringen und so didaktischen Mehrwert zu schaffen, ist ein wichtiger Baustein zur Verbesserung der Lehre. Dort, wo der Dialog von der Technik unterstützt wird, versuchen auch wir, diesen zu nutzen – etwa bei Videokonferenzschaltungen zwischen Studierendengruppen, die räumlich weit voneinander entfernt sind. Wir haben Seminare mit transatlantischen Partner/innen organisiert, deren interkultureller Mehrwert ungeheuer war und keinen Tropfen Kerosin gekostet hat.

Wir brauchen aber auch eine Hochschuldidaktik des Verzichtenkönnens. Es gibt Lehrveranstaltungen, bei denen Powerpoint, Website und Chat unnotwendig oder sogar kontraproduktiv sind. Reden wir uns nicht ein, dass die Qualität unserer Lehre mit der Verwendung von Unterrichtstechnik automatisch steigt! Die Technik zwingt uns vielmehr,

nachdrücklich zu demonstrieren, warum und auf welche Weise das, was in den vier Wänden eines Seminarraums geschieht, *nicht* ersetzbar ist, auch nicht durch E-Learning, so bedeutend dessen Potenziale auch sind.

*Teaching technology is a fundamental challenge to teaching.* Wenn der Inhalt einer Veranstaltung ohne Schwierigkeiten konserviert und ohne Verlust wiedergegeben werden kann, müssen sich Lehrende fragen, was denn nun ihr eigener Mehrwert ist, den sie in ihre realen Seminare bringen, *face-to-face*, in der andere Menschen anwesend sind, mit im Raum sitzen, mitatmen, mitdenken, mitfiebern, miteinander reden und mit einander Neues schaffen. Etwas muss *geschehen* in solchen Lehrveranstaltungen, etwas Unverwechselbares, etwas Anderes, etwas Nachhaltiges – sonst wird ihre Berechtigung und damit die Universität, wie wir sie kennen, in Frage gestellt werden.

Leider werden wir für die Leistungen, für die uns die Jury den Ars Legendi-Preis verliehen hat, vom System nicht belohnt. Die Zeit, die wir uns nehmen für den Dialog, die Extra-Veranstaltungen des Typus „Forschendes Lernen“, unsere interkulturellen und interdisziplinären Seminare laufen der Logik dieses Systems zuwider. Wir erhalten unser Geld vor allem dafür, dass wir möglichst viele Studierende möglichst schnell durch stromlinienförmige Curricula in Designerstudiengängen führen, die durch Verlaufspläne schon vorab auf ihre Gleitfähigkeit geprüft wurden. Und weil wir im Grunde *wissen*, dass wir das tun, dass wir Qualität im eigentlichen Sinn dadurch nicht mehr garantieren können, versuchen wir unser schlechtes Gewissen durch Rankings, Akkreditierungsverfahren und Qualitätsmanagementsysteme zu betäuben,

die auch wieder nur Zahlen und Formales erfassen können, aber nicht das, was doch eigentlich das Wesentliche in der Lehre ausmachen sollte. Ein Teufelskreis, denn die Zeit, die wir dafür aufwenden, fehlt uns dann noch zusätzlich für einen substanziellen Unterricht.

Die Strukturähnlichkeit zur Medizin ist geradezu homolog: Wo bleibt die Zeit für die einzelnen Patient/innen? Wo die Zeit für die einzelnen Studierenden? Wo sind noch Zeit und Ort für Innehalten und Nachdenken, für die Entwicklung von Fragestellungen oder gar Gespräch? Wäre nicht Problemorientierung besser als Kompetenzorientierung? Wie sonst sollen wir das, was wir in unserer Forschung als Problem erkennen, in unsere Lehre einbringen? Ich sehe nicht wirklich einen Vorteil darin, dass Studierende möglichst schnell ihren Abschluss erhalten. Manches in der Wissenschaft, und nicht nur in den Geisteswissenschaften, braucht Zeit, um intellektuell zu reifen. Kreativität und Innovation entstehen nicht durch „Soft Skills“. Ich kann die Fähigkeit, die fünfhundert Seiten von Herman Melvilles Roman *Moby Dick* zu verstehen, nicht in Credit Points messen. Auch die Relevanzprüfung dieser Lektüre wird nur schwer zu erbringen sein. Unsere Studierenden wollen gefordert werden, gefordert und herausgefordert, das haben uns unsere Fachschaften mit dieser Nominierung auch eindrücklich zum Ausdruck gebracht, und das ist Einsicht, die in der konfusen Diskussion um die Belastung der Studierenden im letzten Herbst zu kurz gekommen ist. Letztlich geht es darum, dass wir unsere Studierenden als intellektuelle Partner/innen ernst nehmen.

Der Ars Legendi-Preis wird in diesem Jahr in den Geisteswissenschaften verliehen, und es ist wichtig, hervorzuheben, was dieser Bereich gerade im Zeitalter der Dominanz von Effizienz und Ökonomie der gesamten Wissenschaft liefern muss: Kritikfähigkeit, Reflexion, Diskursbewusstsein, Subversion. Zu wenige trauen sich, die Systeme der Sachzwänge, in denen sie sich gefangen glauben, grundlegend in Frage zu stellen. Das genau ist die Aufgabe der geisteswissenschaftlichen Lehre, und der interkulturellen zumal: in der Universität Dinge neu zu denken – und zwar *ganz*. Vielleicht würde das der Bedeutung des Worts Benchmarking, nämlich „Maßstäbe setzen“, neue Maßstäbe, Gültigkeit verschaffen.

Preise wie dieser, aber auch die neue Orientierung der Exzellenzinitiative, zeigen, dass Lehre zum Thema geworden ist, zu einem *neuen* Thema. Der HRK und dem Stifterverband ist für den Respekt, der für die Hochschullehre durch diesen Preis erzeugt wird, zu danken. Es ist wichtig, dass Lehre genug *Eigengewicht* erhält. Es darf nicht darum gehen, „gute“ Lehre zu sagen, aber ökonomische, effiziente, preiswerte Lehre zu meinen. Gute Lehre muss ein Vor-Wurf für das Fach und die gesamte Universität sein. Sie – und ganz besonders international orientierte Lehre – muss provozieren. Sie muss, aus der Forschung ihre Energie beziehend, auch auf diese zurückwirken. Forschung und Lehre sind kein Gegensatz, sondern bedingen einander. Lehre muss unseren Studierenden ihren wissenschaftlichen Fächern näher bringen.

Damit Lehre sich in diesem Sinne emanzipieren kann und nicht sekundären Zwängen ausgesetzt ist, brauchen wir eine intellektuelle Hochschuldidaktik, fachbezogen und fachübergreifend zugleich. Wir haben vieles von dem, was wir in Dortmund erreicht haben, zusammen mit unserem großartigen Hochschuldidaktischen Zentrum entwickelt, das sich einerseits auf die *Fächer* eingelassen hat – gerade jüngst bei uns etwa durch das im Rahmen des Wettbewerbs der Mercator- und Volkswagen-Stiftungen ermöglichte Kompetenzzentrum in der Lehre der Ingenieurwissenschaften –, andererseits aber auch eine fachübergreifende Perspektive eingenommen hat. Ich glaube, es wäre an der Zeit, wie etwa in Großbritannien die *Academy of Higher Education*, eine Einrichtung auf nationaler Ebene zu schaffen, eine *Nationale Akademie für wissenschaftliches Lehren und Lernen* etwa, die mit helfen könnte, die Entfremdung von Forschung und Lehre zu überwinden und gerade durch eine am Wesentlichen orientierte wissenschaftlich basierte Hochschuldidaktik das dialogische Prinzip zwischen Studierenden und Lehrenden an unseren hohen Schulen zu retten.

Berlin, 10. Mai 2010